



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Im Schillingshof.

Von G. Martitt.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der junge Mann erwiderte keine Silbe auf den Spott des Onkels; nicht mit einem Blicke streifte er den Sprechenden. Bitter lächelnd ließ er die Rechte sinken, die seine Mutter zurückwies.

„Sieh mich an!“ gebot sie, sich gewaltsam bezwingend. Dieses „Sieh mich an!“ war einst die Formel gewesen, mit der sie die Sünden des heimlichen Verfemachens, des verbotenen Komödienpielens mit anderen Kindern auf dem Hausboden des Schillingshofes aus dem weichherzig nachgiebigen Knaben herausgelockt hatte — und so kam ihr das geläufige Wort auch jetzt wie unwillkürlich auf die Lippen. „Sieh mich an, Felix, und dann frage Dich selbst, ob Du mir, mir eine Frau zuführen darfst, die —“

„Mama, vollende nicht!“ unterbrach er sie mit tiefem Ernst. „Ich dulde nicht, daß ihr auch nur ein Haar gekrümmt werde, noch weniger aber soll sie eine Beleidigung anhören, die ihr das arglose Herz vergiftet.“ Bärtlich beschützend legte er seine Hand auf das braunlockige Köpchen, das sich, mit furchtsamem Seitenblicke nach dem unheimlichen Amtszimmer, an seine Brust gelehnt hatte.

Die Majorin zuckte zusammen. In die natürliche mütterliche Eifersucht mischte sich die gekränkte Eigenliebe einer selbstfüchtigen Frauennatur, die vom Sohne herrisch verlangte: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!“ Es war nicht allein mehr die verachtete Tänzerin, es war weit eher noch das schöne, an seinem Herzen ruhende weibliche Wesen, das sie mit unauslöschlichem Hass verfolgte — zu ihrem eigenen Befremden; denn bis dahin hatte ihr der Gedanke an eine Wahl ihres Sohnes das Herz nicht berührt. Und nun dieser furchtbare innere Sturm, der ihr den letzten Rest äußeren Gleichmuthes raubte! . . . Sie wußte, daß hinter jeder Thür gespannte Ohren, an jedem Schlüssellocke witzbegierige Augen lauerten; sie mußte sich sagen, daß morgen die Familienscene in der Hausflur des Klostersgutes durch das Gesinde nach allen Richtungen in die Welt hinausgetragen würde, und doch ließ sie der Leidenschaft, die ihre Stimme erschütternd aufschwellte, die Zügel schießen.

„Da sieht man, wie schnell ein Kind seine Mutter verläßt,“ rief sie mit zuckenden Lippen. „Bei so schwarzem Umdanke muß jeder Frau der Wunsch vergehen, einem Kinde das Leben zu geben. Habe ich deshalb die Nächte an Deinem Krankenbette verwacht, nur deshalb Dich mit Mühen und Opfern großgezogen, damit ich der ersten besten, jungen

hat? . . . Wenn auch nur ein Funke von Dank, von Rechtsgefühl in Dir lebt, so hältst Du zu mir — ich will keine Tochter.“

In schiefer Bestürzung streifte der Blick des jungen Mannes die empörrte Mutter — bei dieser plötzlich und maßlos hervorbrechenden, ungerechtfertigten Eifersucht, dieser unerhörten Verschlagnahme des ganzen Menschen als ihres angekettenen Eigenthums, mußte er an seinen unglücklichen, verschollenen Vater denken; der grenzenlose Egoismus seitens der Frau mochte die Ehe gesprengt haben. Diese Ueberzeugung stärkte seine Widerstandskraft.

„Dein Appell an meine Kindespflicht ist weit härter und ungehöriger, als wenn Du verlangtest, ich soll mir aus Liebe zu Dir die Augen ausstechen lassen —“

„Phrasen!“ rief der Rath herüber.

„Wie kannst Du mich noch einmal einer Wahl gegenüberstellen, die längst entschieden ist?“ fuhr er, den höhnischen Einwurf vom Amtszimmer her völlig ignorirend, mit gesteigelter Stimme fort. „Lucile hat sich unter meinen Schutz gestellt — ich habe zu ihr zu halten von Gottes und Rechtswegen. Oder willst Du mich zum Schurken machen, der ein liebevoll vertrauendes Mädchen hüßlos in Nacht und Nebel hinausstößt, damit er am warmen geschützten Herd der Mutter bleiben darf? . . . Mutter!“ bat er nochmals weich und flehend. „Wenn Du ihr die Aufnahme verweigerst, so verlierst Du Deinen Sohn.“

„Lieber gar kein Kind, als ein entartetes.“

„Aber ich begreife Dich nicht, Felix — wie magst Du Dich so maltreatiren lassen?“ rief Lucile aufgebracht und resolut. Sie hatte längst den furchtsam an seine Brust geschmiegenen Kopf erhoben. „Madame, Sie sind eine herzlose Frau.“

„Lucile!“ unterbrach sie der junge Mann erschrocken, indem er sie an sich zu ziehen suchte.

„O nein, Felix, lasse mich! Das muß gesagt sein,“ — rief sie und schob seine Hände zurück. — „Es ist zu lächerlich, zu unglaublich, aber ich sehe und höre es doch mit meinen eigenen Augen und Ohren — und da muß es wohl so sein . . . Madame, Sie bilden sich offenbar ein, ich müsse es für eine Ehre halten, hier aufgenommen zu werden — großer Gott! — in diesem Hause! . . . Und wenn Sie mir alle Schätze der Welt versprechen wollten, ich bliebe nicht bei Ihnen.“ — Sie zog ihren Hut zornig in die Stirn, bei welcher Bewegung die stein-

Karl Beck.

Ein Nachruf von Wilhelm Goldbaum.

Nach hartem Kampf mit dem Tode und härterem mit dem Leben ist in diesen Tagen Karl Beck, der deutsch-ungarische Dichter, in dem Vororte Währing bei Wien von ihnen gegangen. Die ihn persönlich kannten, wissen nicht genug des Nüchternen von ihm zu erzählen, und jene, welchen er bloß literarisch vertraut war, verheißten ihm ein pietätvolles Andenken bei der Nachwelt.

Die Lücken mehrten sich in dem Häuflein deutscher Poeten, welche in den Tagen des nationalen Erwachens mit hinreißender Jugendfrische die Leier rührten. Freiligrath und Prutz, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh und Moritz Hartmann sind nach einander innerhalb sechs Jahren gestorben. Und keinem von ihnen, außer dem liederfrohen Hoffmann, ist es vergönnt gewesen, das biblische Maß der Jahre zu erschöpfen. Nun ist auch Karl Beck geschieden, im zweihundsechzigsten Lebensjahre, halb verschollen bei der großen Menge, aber unvergessen von den oberen Zehntausend, welche unseren literarischen Areopag ausmachen.

Wäre er fruchtbarer gewesen, so hätte er vermutlich bis an sein stilles, kaum bemerktes Lebensende die Bewunderung seiner Zeitgenossen an sich gefesselt. Denn seine Begabung war wie dazu gemacht, um auch nüchterne Menschen in den Zauberbaum der Poesie zu zwingen. Es war etwas von der Gluth des Totayrweins in seiner dichterischen Natur. Aber er schwieg fast dreißig Jahre, nachdem er mit überraschender Schnelligkeit seinen Ruhm gegründet hatte, und in diesen dreißig Jahren ging die Fluth der weltgeschichtlichen Ereignisse so hoch und gewaltig daher, daß auch der schönste Dichterfranz davon hinweggeschwemmt werden mußte.

So bleibt dem Karl Beck in der Erinnerung als Poetenjüngling, als früh vollendeter, nach dem berühmten Goethe'schen Worte in der Gestalt bestehen, in welcher er zu dichten aufhörte: als der Dritte im Bunde mit Anastasius Grün und Lenau, der Sendboten Oesterreichs einer, welche zum gemeinsamen Kampfe um die Freiheit ihre Heroldstute nach Deutschland hinübersendeten, als der Dichter des wilden „Zanko“, der düsteren „Lieder vom armen Manne“, der unvergleichlich form schönen „Stillen Lieder“, als „gepanzelter“ Verkündiger einer neuen Zeit.

Karl Beck war einundzwanzig Jahre alt, als er seine „Nächte. Gepanzerte Lieder“ herausgab. Man hatte sich schon — es war 1838 — an diese bildreiche, blutwarne Sprache gewöhnt, seit Anastasius Grün und Lenau ihre Stimmen erhoben hatten; man schätzte und pries sie als die „Sprache der österreichischen Poeten“. Und schwingvoller, ungezügelter, farbensatter — wenn auch nicht correcter — war sie in der That, als die poetische Diction des deutschen Nordens, für den erst ein Jahr nach den „Nächten“ Ferdinand Freiligrath den Ruhm einer unübertroffenen Coloristik erringen sollte. Auch ging diesen österreichischen Poeten die Sympathie auf allen Wegen nach; man erblickte in ihnen die Märtyrer eines zu vollem frischem Leben bestimmten und in halber Todesstille festgebannten deutschen Stammes, die Hülfesucher gegen das autokratisch-ultramontane Regiment des „gemüthlichen“ Kaisers Franz. Aber was bei Anastasius Grün und Lenau die Freude am Bilde, an der Farbe und der dichterischen Figur war, das artet bei dem „Gepanzerten“ in Bildersturm und in eine wahre Jagd nach Tropen aus. Es ist bekannt, daß Beck unter Anderm die Bäume „Anrufungszeichen in der Schöpfung Gottes“ nannte.

Das war aber sehr erklärlich. Denn Karl Beck hatte einen unregelmäßigen, vielfach abgelenkten und unterbrochenen Bildungsgang hinter sich. In dem ungarischen Städtchen Baja, das ziemlich tief unten an der Donau liegt, hatte er Jugend und Schulzeit durchlebt; dann in Wien ein Jahr Medicin studirt, hierauf in Pest das kaufmännische Gewerbe ergriffen, um schließlich Poet — „fahrender Poet“ zu werden. Da kamen denn Methode und Zweckdienlichkeit arg zu Schaden, und es blieb im Grunde der Autodidakt übrig, dem das volle Herz von Liedern überquoll, ohne daß die Hand unter ihnen eine kritische Auswahl zu treffen vermochte.

Aber so ernstlich strebsam war diese deutsche Poetenatur mit dem jüdisch-magyarischen Ursprunge, daß von Jahr zu Jahr sich

eine größere Selbstzucht an ihr bemerklich machte. Waren die „Nächte“ ein nach Zigeunerart bunt durch einander gewirfelter Bilderkram, so ließ der „fahrende Poet“, der freilich inzwischen in Leipzig und namentlich bei Ottilie von Goethe in Weimar kostbare Tage geistiger Anregung verlebte hatte, sich schon bei Weitem vornehmer, formgewandter und wäherischer an. Vollends aber zeigten die „Stillen Lieder“ den Dichter in einer Klärung und geistigen Sammlung, welche ihm zuzutrauen man nach den „Gepanzerten Liedern“ kaum einen Anlaß gehabt. Hatte er in diesen noch gesungen:

„Mich drängt's hinaus in's Stürmen und in's Grauen,
Wo Völker bluten, Männertränen blühen;
Auf des Gedankens Zeichen möcht' ich sitzen,
Ein Nar in's dunkle Thal hinunterschauen;
Kein Vöglein, das begehrt im sichern Nafen
Auf eines Mädchens Wusen einzuschlafen —“

so klang es in den „Stillen Liedern“ wie heilige Bescheidung nach ausgetobter Lust und Unruhe, da er dem Liebchen, das an seiner Brust einschlafen wollte, zuflüsterte:

„Wenn dann ein Traumbild Dich umkreiste,
Was sprach es traut?
Es sprach von einem Geiste,
Der ohne Laut
Beim reichen Schatz, den er verborgen
Fern von der Welt,
Bis an den sonnengoldnen Morgen
Die Wache hält.“

Der Ruhm ist aber ein verhängnißvolles Geschenk. Er neidet sich selbst die Erfolge und Kränze. Karl Beck war rasch berühmt geworden, rascher als die Erkenntniß der Dinge bei ihm Platz greifen konnte, und jede neue Berührung mit hervorragenden Menschen veränderte seinen Compaß. In Hamburg, auf dem Wege nach Helgoland, lernte er Gutzkow und Wienberg kennen, und Etwas von dem revolutionären Geiste der „Jungdeutschen“ kam über ihn. Nach Leipzig zurückgekehrt, that er, durch Gutzkow angeregt, unnütze Arbeit an einer Tragödie „Saul“ — der Stoff lag damals in der Luft — und erst, als er wahrgenommen hatte, daß die Bühne gegen ihn spröde sein müßte, griff er mit dem Epos „Zanko, der Roshirt“, mitten hinein in die Welt seiner Heimath, um den besten Wurf seines Lebens zu thun.

Dabei hätte es denn sein Bewenden haben können; allein neue persönliche Berührungen mit Freiligrath, Prutz, Herwegh drängten ihn von den nationalen Stoffen ab und in das gährende Treiben der Tagespolitik hinein. Ein gewisser socialistischer Zug trat an seinem Bilde hervor durch die „Lieder vom armen Manne“, welche streng genommen eine versificirte Chronik des menschlichen Elends sind. Die Diction ist glühend, der Pulsschlag fieberhaft, der Athem sengend in diesen furchtbaren Klagen über die Ungleichheit in der Welt, aber die Tendenz schreitet nicht wie eine Königin, sondern wie eine Megäre durch dieses wild dahineilende Verzgefüge, und anstatt der Harmonie beherrscht die Dissonanz, statt des schönen Maßes das gemalte Uebermaß, statt der sinnigen Prüfung der nihilistische Zorn den verirrteten Poeten.

Mit den „Liedern vom armen Manne“ ist das dichterische Vermögen Karl Beck's erschöpft. Er bietet noch „Gesänge aus der Heimath“, einen Roman „Mater Dolorosa“, eine Erzählung in Versen „Adwiga“, aber an die Stelle der grenzenlosen Jugendkraft und des flammenden Ungestüms ist eine wohlwogene Abständigkeit, an die Stelle des Schaffens das Componiren getreten. Andere Zeiten brauchen andere Dichter. Der politische Sturmwind der vierziger Jahre hat sich gebrochen an der ehernen Wand der Reaction, und Lenz, Liebe, Wein nehmen wieder ausschließlich von der deutschen Lyrik Beschlag, die noch soeben den revolutionären Bacchantinnen zum Werkzeug gedient hatte.

So schön hat freilich selten ein Dichter von der Liebe gesungen, wie Karl Beck in den „Stillen Liedern“. Ich weiß mir im ganzen Weltbereiche erotischer Poesie nicht leicht einen herrlicheren Hymnus auf die Liebe, als diesen:

Sie sprach zu ihm so wundertönig,
Sie streichelte ihm sein wirres Haar,
Bis trunken der kranke Geisteskönig
In ihrem Busen entschimmert war.

So wachte die aller schönste der Frauen,
So scheuchte sie den düstern Sinn,
Den trotzigen Adler, von seinen Brauen
Und setzte die Taube des Friedens hin.

Sie preßte zehn Lilien auf seine Locken,
Zwei brennende Rosen auf seinen Mund;
Auf schlug er das Auge, süß erschrocken,
Und war für alle Zeiten gesund.

Sie schwuren sich keine Liebesede;
Sie sagten ihr Glück nicht leise noch laut,
So lang die duftige Lenznacht hat sie Beide
Die Hände falten und beten geschaut.

Aber im Grunde ist doch der weltvergessene Liebesjubiläum,
das schöne Versteckspiel zu Zweien ein fremder Zug in diesem
zur wilden Paradoxie geneigten Dichternaturreich, dessen wahre
Lösung lautet:

Wen's mächtig treibt in's Meer hinaus, in's wilde,
Wo vom Orkan gepeitscht die Wogen schäumen,
Der kann nicht still auf trockenem Lande säumen,

Der muß mit Thaten kämpfen, mit Gedanken;

Der muß des Schicksals steingefornnte Schranken
So lang an seines Willens Kraft zer schlagen,
Bis rings umher die hellen Funken jagen.

Man muß die hinreißende Vision von der künftigen Welt-
herrschaft des Dampfes, das wahrhaft prophetische Gedicht „Die
Eisenbahn“ lesen, um zu erkennen, wie in Karl Beck Phantasie,
Sprache, Leidenschaft sich zu einem unwiderstehlichen Bunde ver-
einigen, so oft eine gewaltige Antithese seiner Seele sich bemächtigt.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch laufend;
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freihheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reißt er sie zu Staub zusammen;
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Die Ungarn haben sich zu Karl Beck sehr kühl verhalten.
Vor ihrem grenzenlosen nationalen Dünkel besteht nur als un-
garischer Dichter, wer in ungarischer Sprache singt. Dabei wäre
wohl die Frage erlaubt, ob Petöfi und Bördösmarty in ihren
ungarischen oder Lenau und Beck in ihren deutschen Gedichten
das innerste Wesen von Volk und Landschaft der Magyaren tiefer
erfaßt und schöner dargestellt haben. Allein eine solche Frage
wäre nicht nach dem Sinne des heimgegangenen Dichters gewesen,
der vielmehr rastlos thätig war, um zwischen Deutsch und Magyarisch

eine Brücke herzustellen, und zu diesem Zwecke eine geraume Zeit
sogar das Journal „Der Ungar“ herausgab. Es war verlorene
Liebesmühe. Das Journal „Der Ungar“ ging ein, und die be-
wußte Brücke ist niemals zu Stande gekommen. Karl Beck bleibt
uns unbefritten, und wenn ihm auch bisweilen lodernde Sehnsucht
nach der Heimath den Busen schwellte, wenn eines seiner wildesten
Gedichte mit dem Wunsche endet:

O tragt mich fort, o tragt den Sehnsuchtskranken,
Ihr meine schlummerlosen Nachtgedanken,
Zu meiner Donau wüthigem Gebraus,
Zu meine Vaterstadt, in's Vaterhaus!

so gab es doch kaum jemals eine so treue Liebe zu allem Deutschen,
als welche diesen Deutsch-Ungar bejeelte, bis der Tod ihm die
müden Augen schloß.

Die müden Augen! Und er hatte ein Recht müde zu sein,
denn seit dem Tode seiner ersten Frau war sein Leben ein un-
stetes Hin und Her, ein Aufpassen und Loslassen, ein Streben
und Verzweifeln. Es war ihm in Berlin ein Mädchen von drei-
zehn Jahren, Julie Mühlmann mit Namen, zur Erziehung an-
vertraut gewesen, und er hatte ~~er~~ für sich selbst erzogen. Julie
Mühlmann wurde sein Weib, aber nur ein halbes Jahr blieb
sie an seiner Seite; die Cholera raffte sie jählings fort. Das
ist schon drei Decennien her, aber der Verlust von damals hat
nachgewirkt bis zu des Dichters letztem Tage, obwohl er seit sechs
Jahren zum zweiten Male verheirathet war und während seines
Krankensagers von seiner zweiten Frau eine beispiellos hingebende
Liebe erfuhr.

Ein solches Dichtergemüth ist ein empfindsames Ding. Es
erholt sich wohl oft nach tiefen Schlägen, und nicht selten dient
ihm das Unglück zur Förderung. Aber oft auch bleibt es todt
und klanglos von der Berührung des Unheils. Karl Beck hat sich
nicht wieder aufgerafft seit dem Tode seines ersten Weibes, obwohl
er ernsthafte Anstrengungen dazu machte. Er redigirte für eine
Weile das Feuilleton einer Wiener Zeitung, versuchte es mit einem
Roman, arbeitete sogar bis in seine letzten Tage an einem Epos
„Der Einfieler“, allein die Kraft hielt dem Willen nicht mehr
Stand. Und hier und da blickte auch die Noth zu seinem Fenster
herein, und ihr bleiches Antlitz scheuchte die Gedanken aus des
Dichters Haupte. O, er hatte tagaus tagein gehofft, es werde
ihm ein zweiter Frühling blühen, wie dem Baume:

„Getroft! und wieder blüht du bald,
Denn milder als das Holz im Wald
Wird Gott ein Menschenherz nicht lieben.“

Aber das Sehnen blieb unerfüllt. Karl Beck war „minder
geliebt als das Holz im Wald“ und ging nach einmaliger üppiger
Blüthe, deren Duft freilich über vier Jahrzehnte vorhieft, dahin,
ohne Freude am Dasein, well und gebrochen — ein Dichter von
Gottes Gnaden, aber eben deshalb mit dem Krainsstempel auf der
bleichen, vielgefurchten Stirn.

Die Verbreitungswege des Milzbrand-Contagiums.

Der Schrecken, welcher durch den Ausbruch der Bubonenpest
im Astrachanischen Gouvernement besonders über die Rußland zu-
nächst liegenden Länder Europas ging und allenthalben die staatliche
Fürsorge zum Schutze gegen dieselbe wach rief, ist mit der Seuche
selbst erloschen. Indessen ist bei dieser Gelegenheit die Frage der
Schutzmaßregeln gegen Seucheneinschleppung in Fluß gekommen,
und ich möchte den günstigen Zeitpunkt benutzen, um eine ander-
weite Anregung auf diesem Gebiete zu geben. Der russische Ur-
sprung der Pestgefahr hat mich lebhaft an die Beobachtungen ge-
mahnt, welche ich während meines Aufenthaltes in der Tatarischen
Steppe zwischen Dnjepr und Asow'schem Meere sowie in einem
späteren Wirkungskreise über den Milzbrand bei Menschen und
Thieren anzustellen Gelegenheit fand.

Bubonenpest und Milzbrand haben das mit einander gemein,
daß sie durch animalische Stoffe auf Menschen übertragen werden.
Freilich ist, wie die Krankheit selbst, so auch der Ansteckungsstoff
des Milzbrandes anerkanntermaßen der schwächere und weniger
stüchtige, wenigstens für Menschen, denn Uebertragung von Mensch
auf Mensch ist meines Wissens durch kein Beispiel belegt. Gleich-

wohl bietet der Milzbrand Gefahren auch für das menschliche Leben,
und dazu kommt thierisches Leben und damit menschlicher Besitz
durch diese Seuche in solchem Umfange in Frage, daß man alle
Ursache hat, neben der bisher geübten Absperrung einheimischer
Milzbrandbezirke auch den Ursprungsherd des Giftes und die von
dort ausgehenden Verbreitungswege ernstlich in's Auge zu fassen.
Als Ursprungsherd aber sind wesentlich die südrussischen Steppen
zu betrachten.

Es soll hier nicht untersucht werden, in welchen Stoffen das
Contagium des Milzbrandes zu suchen sei, obgleich es mir schon
vor den Untersuchungen Davaine's und Bollinger's glaublich war,
daß es in nicht allzu leichten, dem Boden anhaftenden Dingen
besteht, deren Keime unter günstigen Verhältnissen in die Haut
oder die Luftwege und das Blut der Thiere dringen. — Die
baumlose Magayer Steppe, wo schon zu Anfang des Sommers
von der ganzen reichen Vegetation fast nur die dürre Thyrse
(Stipa) übrig geblieben, alles Andere von der Sonne zu Pulver
verbrannt ist, wo bei äußerster Windstille und Sonnengluth die
eisalten 30 und mehr Fuß hohen, 6 bis 8 Fuß dicken Staub-